

STANDPUNKT

SCHRIFTENREIHE DES
EVANGELISCHEN BUNDES
ÖSTERREICH



■ „Mutig in die neuen Zeiten ...“: Aufbruch nach 1945

Zum 80. Todestag von Anne Frank und
Dietrich Bonhoeffer

Die Evangelischen und die neuen Zeiten in Österreich
Zeitzeugen berichten von der Aufbruchstimmung

eb⁺

EVANGELISCHER
BUND
ÖSTERREICH

HEFT 259/2025

Liebe Mitglieder und Freunde des Evangelischen Bundes in Österreich!

Dieses Jahr markiert ein bedeutendes Jubiläum – 80 Jahre Zweite Republik. Es jähren sich jedoch noch weitere wichtige Ereignisse wie 70 Jahre Staatsvertrag und 60 Jahre Nationalfeiertag.

In dem vor Ihnen liegenden Heft laden wir Sie ein, eine Reise durch die Geschichte zu machen und die vielfältigen Ereignisse zu bedenken, die unsere Gesellschaft geprägt haben. Der besondere Blick bei den Beiträgen liegt auf der Aufbruchstimmung nach 1945, die unser Land geprägt hat.

So widmen sich die ersten zwei Beiträge zwei Persönlichkeiten, die das Menschliche hochgehalten haben in einer unmenschlichen Zeit und uns mit ihrem Erbe einen reichen Schatz hinterlassen haben: Anne Frank und Dietrich Bonhoeffer. Die weiteren Beiträge zeigen die historischen Rahmenbedingungen des Aufbruchs 1945 und stellen dar, wie Zeitzeugen diesen Aufbruch erlebt haben, im Speziellen im evangelisch-kirchlichen Leben.

Nachrichten aus dem evangelischen Österreich runden diese Ausgabe wieder ab.

Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, sei ein „Vergelt's Gott“ für Ihr Interesse und Ihre Unterstützung gesagt!

Ihre

A handwritten signature in black ink, reading "Pfarrerin Dr. in Birgit Lusche". The script is cursive and elegant, with the first name "Birgit" being particularly prominent.

Pfarrerin Dr.ⁱⁿ Birgit Lusche, Obfrau

Inhaltsverzeichnis

„... wie ich sein könnte, wenn ...“: Zum 80. Todestag von Anne Frank	3
<i>von Karl-Reinhard Trauner</i>	
Zum 80. Todestag Dietrich Bonhoeffers	7
<i>von Walter Fleischmann-Bisten</i>	
„Mutig in die neuen Zeiten ...“ – Die Evangelischen und die neuen Zeiten in Österreich	12
<i>von Karl-Reinhard Trauner</i>	
Aufbruch nach dem Zweiten Weltkrieg – Mit Zeitzeugen im Gespräch	18
<i>von Imo Trojan</i>	
<i>Nachrichten über den Protestantismus</i>	23

Medieninhaber und Herausgeber: Evangelischer Bund in Österreich; Redaktion: Pfarrerin Dr. Birgit Lusche; alle: 1030 Wien, Ungargasse 9, Tel. 059 1517 950. Hersteller: Evangelischer Presseverband in Österreich. Verlags- und Herstellungsort: Wien. Erscheint in der Regel viermal im Jahr. Preis pro Heft € 3,-; Jahresabonnement € 7,-; für Mitglieder im Mitgliedsbeitrag enthalten. IBAN: AT13 3200 0000 0747 5445, BIC: RLNWATWW, Evangelischer Bund in Österreich

„Standpunkt“ bringt Aufsätze zu konfessionskundlichen Fragen und Nachrichten aus dem Protestantismus in aller Welt und der Ökumene, das Martin-Luther-Heft Ergebnisse der Lutherforschung.

Der Evangelische Bund in Österreich ist ein freier Zusammenschluss verantwortungsbewusster evangelischer Christinnen und Christen. Obfrau: Pfarrerin Dr. Birgit Lusche

„... wie ich sein könnte, wenn ...“

Zum 80. Todestag von Anne Frank

von Karl-Reinbart Trauner

Es ist eines der bekanntesten Werke aus der Zeit des Dritten Reiches: das Tagebuch der Anne Frank. 1947 unter dem Titel „Het Achterhuis“ („Das Hinterhaus“) veröffentlicht, war es schon in den 1950er Jahren das meistverkaufte Taschenbuch und meistaufgeführte Bühnenstück in der Bundesrepublik Deutschland. Das Tagebuch liegt in über 70 Sprachen übersetzt vor, es wurde mehrfach verfilmt, 2009 wurde es von der UNESCO in das Weltdokumentenerbe aufgenommen. Die Geschichte ist bedrückend: Am Morgen des 4. August 1944 wurden acht in einem Hinterhaus eines Betriebsgebäudes in der Amsterdamer Prinsengracht versteckte Personen durch den Beamten des Sicherheitsdienstes (*Grüne Polizei*) Karl Silberbauer, einen Wiener, verhaftet. Unter ihnen war die Familie Frank: die Eltern Otto (*1889) und Edith, geb. Holländer (*1900) mit ihren Töchtern Margot (*1926) und Annelies Marie, genannt Anne (*1929). Bei der Verhaftung wurde Annes Tagebuch nicht beachtet. Eine Freundin der Familie versteckte die Aufzeichnungen und übergab sie knapp nach Kriegsende Otto Frank, der sie, etwas überarbeitet, 1947 veröffentlichte.

Die Familie Frank kam ursprünglich aus Frankfurt/Main. Sie waren liberale Juden, die den Traditionen der jüdischen Religion und Kultur verbunden, aber nicht strenggläubig waren. Weihnachten wurde genauso gefeiert wie Chanukka (siehe die Tagebucheinträge v. 22.12.1943; 27.12.1943). Otto Frank, der Vater, war erfolgreicher Kaufmann. Am Ende des Ersten Weltkrieges war er Offizier und erhielt sogar das Eiserne Kreuz. Die Inflation bewirkte, wie bei vielen anderen, eine Verarmung der Familie (siehe 8.5.1944). 1925 heiratete Otto Frank Edith Holländer, 1926 kam Margot, 1929 Anne zur Welt.

Ende Jänner 1933 wurde Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannt. „*Da wir Juden sind, ging [...] mein Vater 1933 [mit seiner Familie] in die Niederlande*“, schreibt Anne in ihr Tagebuch (20.6.1942). Wenige glückliche Jahre folgten auf den Umzug, die Familie führt ein geordnetes Leben, Anne das eines glücklichen Kindes. „*Ab Mai 1940 ging es bergab mit den guten Zeiten: erst der Krieg, dann*

die Kapitulation [der Niederlande im Mai 1940], der Einmarsch der Deutschen, und das Elend für uns Juden begann. Judengesetz folgte auf Judengesetz [...]“ (20.6.1942). Am 18. Mai 1940 wurde der Österreicher und ehemalige Reichsstatthalter der „Ostmark“, Arthur Seyß-Inquart, von Hitler zum Reichskommissar für die besetzten niederländischen Gebiete ernannt. Das Leben war von nun an von Angst geprägt. Die Familie Frank war vorausschauend und hatte ein Versteck im Hinterhaus des Betriebes, den Otto Frank geleitet hatte, vorbereitet; der Originaltitel des Tagebuchs, „Das Hinterhaus“, leitet sich davon ab. Als Anfang Juli 1942 Margot Frank die Aufforderung erhielt, sich in einem deutschen Arbeitslager zu melden, war der Zeitpunkt gekommen: „*Verstecken!*“ (8.7.1942) Das Versteck war eng, aber eine Zuflucht: „*Ich glaube, ich werde mich in diesem Haus nie daheim fühlen [...]*“ (11.7.1942). Wenige Tage zuvor, am 12. Juni 1942, hatte Anne zu ihrem 13. Geburtstag ein Tagebuch geschenkt bekommen, das sie ab diesem Tag führte. Im Versteck wird es ihr zu einer lieben Freundin und Vertrauten; die meisten der Einträge sind an eine fiktive „Kitty“ gerichtet.

Das Tagebuch enthält keine ausgefeilten politischen Erkenntnisse, aber die 13-, 14-Jährige reflektiert darin ihre Lebenserfahrungen. Es sind dies Erlebnisse, die die meisten Jugendlichen in diesem Alter haben: die erste unsichere Liebe, die Abgrenzung gegenüber ihrer etwas älteren Schwester und gegenüber ihren Eltern, v.a. ihrer Mutter. Fragen und Probleme einer pubertierenden Jugendlichen verdichten sich unter diesen Lebensumständen, die alle Untergetauchten deformierten. Neben den Franks leben auch noch weitere Personen im Versteck. Soziale Konflikte können beim Zusammenleben auf engstem Raum nicht ausbleiben und werden von Anne Frank ausführlich beschrieben: „[...] das Verhältnis untereinander [wird] immer schlechter, je länger es dauert.“ (16.9.1943) Viele der Bemerkungen Annes spiegeln das Gefühlsleben einer Jugendlichen; aber viele ihrer Bemerkungen klingen – erzwungen durch die schwierigen Zeitumstände – oft auch erschreckend erwachsen. Das ist vor allem bei jenen Passagen der Fall, wo es um die bedrückende Lage der Juden geht: „*Nichts als traurige und deprimierende Nachrichten habe ich heute. Unsere jüdischen Bekannten werden gleich gruppenweise festgenommen. Die Gestapo geht nicht im geringsten zart mit diesen Menschen um. Sie werden in Viehwagen nach Westerbork gebracht, dem großen Judenlager [...]. Es muss dort schrecklich sein.*“ (9.10.1942) Solche Schreckensnachrichten häufen sich (siehe 19.11.1942, 20.11.1942, 13.1.1943 u. ö.), und die Angst, entdeckt zu werden, ist allgegenwärtig (siehe 25.3.1943, 11.4.1944 u. ö.). Die Situation ist psychisch höchst belastend. Anne vertraut ihrem Tagebuch an: „[...] wenn wir nicht so viel Angst um all jene hätten, die uns teuer sind und denen wir nicht helfen können. Ich fühle mich schlecht, weil ich in einem warmen

Bett liege, während meine liebsten Freundinnen irgendwo draußen niedergeworfen werden oder zusammenbrechen. [...] die nun den Händen der brutalsten Henker ausgeliefert sind, die es jemals gegeben hat.“ (19.11.1942; siehe 13.1.1943, 1.5.1943 u. ö.)

Das ist nicht nur in dem vom Deutschen Reich besetzten Amsterdam so, sondern auch in Berlin, München, Wien ... Selbst Personen, die an sich dem Nationalsozialismus nahestanden, erkannten nun ernüchtert dessen wahres Gesicht. Das war auch beim damaligen Obmann des österreichischen Evangelischen Bundes Othmar Muhr so, Pfarrer in Wien-Gumpendorf und ab 1939 Senior. Er hält während des Zweiten Weltkrieges auf dem Dachboden der Gustav-Adolf-Kirche in Gumpendorf, der kaum zugänglich war, zwei jüdische Frauen versteckt, bis ihnen die Flucht aus Wien gelingt. Ab Mitte 1942 spitzt sich die Lage im gesamten Deutschen Reich, aber auch in den Niederlanden weiter zu, nicht zuletzt bedingt durch den Fortgang des Zweiten Weltkrieges: im Spätsommer 1942 die verlorene Schlacht um Stalingrad, im Frühjahr 1943 Massenstreiks in den Niederlanden, ab Anfang 1943 verstärken sich die alliierten Bombardements in Amsterdam (10.3.1943, 19.7.1943, 29.3.1944 u. ö.). Das politische System des Dritten Reiches beginnt zu zerbrechen (3.8.1943, 10.9.1943), aber auch in den an sich toleranten Niederlanden entwickelte sich zunehmend ein antisemitisches Klima (siehe 22.5.1944). Während der alliierten Bombardements in Amsterdam können sich die Versteckten nicht schützen, sondern müssen in ihrem Versteck bleiben: Die Fliegerabwehrgeschütze „ballerten [...] unaufhörlich. Ich [...] liege fast jede Nacht bei Vater im Bett, um Trost zu suchen.“ (10.3.1943)

Auch wenn die Mehrheit des niederländischen „Brudervolks“ zunächst von Repressionen weitgehend verschont blieb, litt sie dennoch bald an Einschränkungen durch die deutschen Machthaber. Ab 1942 verschlechterte sich die Versorgungslage, nicht nur in den Niederlanden. Stalingrad wurde zum Wendepunkt des Zweiten Weltkrieges. Obwohl vom Alltag weitgehend ausgeschlossen war die Gruppe im Hinterhaus durch das Radio – einschließlich des britischen „Feindsenders“ – und die Berichte einiger Freunde über die Vorkommnisse gut unterrichtet (siehe 27.3.1944, 31.3.1944 u. ö.). Nachdem im Juni 1944 die Invasion der Alliierten (siehe u.a. 6.6.1944) erfolgt war und als Reaktion auf das gescheiterte Juli-Attentat unter Claus Schenk Graf von Stauffenberg, bei dem an führender Stelle auch der österreichische evangelische Offizier Robert Bernardis beteiligt war, radikalisierte sich die nationalsozialistische Herrschaft noch mehr. Verfolgungen und Razzien waren an der Tagesordnung.

Am 4. August 1944 wurde das Versteck im Hinterhaus, möglicherweise durch Verrat, entdeckt. Am 3. September wurde die Familie Frank noch gemeinsam ins KZ Auschwitz deportiert, dort wurde sie getrennt. Edith Frank-Holländer starb am 6. Jänner 1945 im KZ Auschwitz-Birkenau an Unterernährung, Margot und Anne erkrankten im KZ Bergen-Belsen an Fleckfieber und starben Ende Februar oder Anfang März 1945, wenige Wochen vor der Befreiung des KZ (15.4.1945). Otto Frank blieb im KZ Auschwitz und wurde dort Ende Jänner 1945 von der sowjetischen Armee befreit. Er war der einzige Überlebende der Familie Frank. Seine Lebensdaten machen deutlich, wie nahe Geschichte sein kann: Otto Frank lebte bis 1980. Dasselbe gilt aber auch für jenen Beamten, der die Verhaftung der Familie Frank vorgenommen hatte: Karl Silberbauer kehrte 1945 nach Wien zurück und war 1952 wegen seiner Tätigkeit im Sicherheitsdienst des Reichsführers SS zwar angeklagt, wurde aber freigesprochen. Ab 1954 arbeitete er wieder bei der Wiener Polizei. Ein weiteres, von Simon Wiesenthal angestrebtes Verfahren wurde eingestellt. Silberbauer verstarb 1972 in Wien.

Es ist die Unmittelbarkeit des Erlebten, dass nach 80 Jahren das Tagebuch der Anne Frank weit mehr ist als eine historische Quelle für eine Zeit voller Unrecht und Not, und die es aktuell bleiben lässt. Schon Anne Frank weist mit ihren Bemerkungen in die Zukunft: „*Einmal wird dieser schreckliche Krieg doch vorbeigehen, einmal werden wir doch wieder Menschen und nicht nur Juden sein!*“ (11.4.1944) Bis heute berührt Anne Franks Tagebuch junge und alte Leserinnen und Leser: Es ist alles andere als eine nüchterne politische Analyse, aber es ist das Hochhalten des Menschlichen in einer unmenschlichen Zeit. Damit hat Anne Frank Maßstäbe gesetzt für die Welt nach 1945, gültig bis in die Gegenwart. Das ist ihr Erbe, das sie auch uns geschenkt hat. Ganz in diesem Sinn endet das Tagebuch der Anne Frank mit dem Satz: „*[... ich] suche [...], so zu werden, wie ich gern sein würde und wie ich sein könnte, wenn ... wenn keine anderen Menschen auf der Welt leben würden.*“ (1.8.1944) Oder müsste man nicht viel eher sagen: „... wenn andere Menschen auf der Welt leben würden“?

NB. Für die Zitate wurde die Ausgabe in der Übersetzung von Mirjam Pressler aus dem Jahr 2001 verwendet.

Zum Autor:

Karl-Reinhard Trauner, Dr. theol., Dr. phil., Privatdozent für Kirchengeschichte an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Wien, hauptberuflich Militärsuperintendent, Vorstandsmitglied des Evangelischen Bundes in Österreich und der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich

Zum 80. Todestag Dietrich Bonhoeffers

von Walter Fleischmann-Bisten

Im Folgenden versuche ich zu beschreiben: Was wirkt bis heute aus Dietrich Bonhoeffers Leben und seinen Schriften weiter? Und was ist angesichts der aktuellen politischen, kirchlichen und ökumenischen Situation von Bonhoeffer zu lernen? Zur Antwort auf diese Fragen muss ich zunächst in Erinnerung rufen: Wo, wann und warum hatte ich mit Personen und an welchen Orten Kontakte, die in seinem Leben und seiner Familie eine Rolle spielten? Welche Konsequenzen hatten meine beruflichen Aufgaben für ein wachsendes Interesse an seiner Biographie und Theologie?

Bei einem Konfirmandenausflug – Pflichtprogramm in meiner Nürnberger Kirchengemeinde neben einer Konfirmandenfreizeit – war ich als Jugendlicher einmal im ehemaligen KZ Flossenbürg. Es gab dort wenig Interessantes zu sehen. In meinem Studium (Theologie und Geschichte von 1969 bis 1973 in Erlangen, Zürich und München) habe ich keine Lehrveranstaltung besucht, die sich mit Bonhoeffer beschäftigt hat. Das änderte sich schlagartig mit meiner Tätigkeit als Assistent an der Kirchlichen Hochschule in Berlin (1973 bis 1976). Schon bei den wöchentlichen Andachten wurde regelmäßig an die Märtyrer*innen aus der Zeit der Bekennenden Kirche (BK) erinnert. Im Sommersemester 1974 hat Professor Gottfried Maron (mein Doktorvater) ein Seminar über den „Kirchenkampf in Deutschland 1933 bis 1945“ angeboten. Dieses Thema fand sich ausgerechnet in einer während der NS-Diktatur gegründeten und bald im Untergrund arbeitenden Ausbildungsstätte zuvor nicht bei deren Lehrveranstaltungen. In zwei meiner Proseminare zu Themen der Kirchlichen Zeitgeschichte (1975 und 1976) wurde mir durch die Rückfragen der Studierenden klar: Ich muss mich intensiver mit Bonhoeffers Rolle in der BK und dem Thema „Widerstand“ beschäftigen.

Noch wichtiger wurde Bonhoeffer für mich, weil ich von 1977 bis 1984 Vikariat und Pfarrdienst in der Ananias-Gemeinde im Kirchenkreis Neu-

köln leistete. Meine Ordination fand im Juli 1979 in der Dietrich Bonhoeffer-Gemeinde in Berlin-Lankwitz statt. Es war nicht nur die im gleichen Jahr auch in Deutschland gesendete US-Filmserie „Holocaust“, die längere Zeit auch in Gemeindekreisen und kirchlichen Gremien die Frage nach der Rolle der Eltern und Großeltern während der NS-Diktatur zur Diskussion stellte. Dadurch bin ich gerne auf ein Angebot der „Aktion Sühnezeichen Friedensdienste“, deren Mitglied ich war, eingegangen, eine Fahrt mit Jugendlichen zu Gedenkstätten ehemaliger KZs in Polen zu organisieren. Diese fand im August 1980 mit knapp 20 Jugendlichen nach Stutthof bei Danzig, Warschau und Auschwitz-Birkenau bei Krakau statt.

Zudem hatte der Kirchenkreis Neukölln auf Vermittlung von Verwandten des Reichskriegsgerichtsrats Karl Sack, der mit Bonhoeffer und anderen Widerstandskämpfern am 9. April 1945 in Flossenbürg ermordet wurde, die ehemalige Schule in Altglashütte nahe Flossenbürg als Freizeithaus übernommen. So war auch ich mit verschiedenen Gruppen aus meiner Gemeinde dort: Wir haben die Gedenkstätte besucht und Gespräche mit dem Kirchenvorstand in Flossenbürg geführt. Als ich – inzwischen in Bensheim beim Konfessionskundlichen Institut des Evangelischen Bundes tätig – 1994 einen Lehrauftrag für Historische Theologie an der damaligen Evangelischen Fachhochschule erhielt, baten die Studierenden um eine Lehrveranstaltung zu Bonhoeffer aus Anlass dessen 50. Todestages. Ich habe ein Seminar angeboten, das die Verpflichtung zur Teilnahme an einer Exkursion nach Flossenbürg und Berlin voraussetzte.

Die zehn Teilnehmenden konnten mitverfolgen, mit welcher Akribie bis in die letzten Tage vor der Befreiung Deutschlands durch die Alliierten die Organe der SS und Gestapo noch funktionierten. So wurde auf Befehl Hitlers bei der „Mittagsbesprechung“ am 5. April 1945 der Beschluss gefasst, die „Widerstandsgruppe Abwehr“ um Admiral Canaris im Schnellverfahren zu töten. Durch ein Standgericht wurde Dietrich Bonhoeffer zusammen mit fünf Widerstandskämpfern wegen Hoch- und Landesverrats zum Tode verurteilt. In Berlin konnten die Studierenden Gespräche in staatlichen und kirchlichen Einrichtungen zum Thema Widerstand führen. Dabei wurde auch deutlich, in welcher trister Gestaltung die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg sich damals noch präsentierte.

Ein letzter Hinweis auf beruflich bedingte Begegnungen mit Dietrich Bonhoeffer und seiner Familie: Es ist für mich bis heute ein großes Geschenk

und gehört wohl zu den Besonderheiten an Theologischen Fakultäten. Mein oben schon erwähnter Doktorvater Gottfried Maron (1928–2010) wechselte 1976 von Berlin-West an die Universität Kiel. Dort hat er im Laufe der Jahre einen großen Kreis von Doktorand*innen gewinnen und fördern können. Seit 1985 habe auch ich an den Treffen des meist zweimal pro Semester zusammenkommenden Doktorandenkreises teilgenommen. Es wurden reihum die Ergebnisse der eigenen Dissertation oder geplante Forschungsvorhaben vorgestellt. Und es gab in der Regel alle zwei Jahre eine dreitägige Exkursion, wo je nach Ort und Thema auch die Mitglieder des Doktorandenkreises Referate oder Führungen hielten. Kurz nach Erscheinen der „Brautbriefe Zelle 92“ erfuhr ich, dass Maron als Jugendlicher mindestens zweimal im Hause der Familie von Wedemeyer auf dem Gut Pätzig in der Neumark Urlaub machte, zuletzt jedenfalls im Sommer 1943. Marons Mutter war eng mit Ruth von Kleist-Retzow befreundet, der Mutter Maria von Wedermeyers. Maria von W. war sehr mit ihrer Cousine Hedwig von Truchseß verbunden, die ihr (wie auch deren Mann Dietz von Truchseß) eine große Hilfe war, als Bonhoeffer und seine Verlobte im Sommer 1944 in einer Krise ihrer Beziehung über den Fortbestand der Verlobung nachdachten. Zudem war Hedwig v. T. (genannt Hesil) im ersten Halbjahr 1944 als Hauslehrerin auf dem Gut Bundorf am Rande der Haßberge tätig.

Nach einem Urlaub in dieser Region erfuhr ich zufällig, dass der damalige Schloss- und Gutsherr, der Truchseß von Wetzhausen, auch Jahrgang 1928 ist wie Gottfried Maron. Ich nahm Kontakt mit ihm auf und er lud den Kieler Doktorandenkreis dann im Frühjahr 2003 zu sich ein. Es war für alle eine unvergessliche Begegnung mit sonst nicht möglichen Informationen über verwandtschaftliche Beziehungen der Familie von Wedemeyer zu den Bonhoeffers während der NS-Zeit. Das Interesse des Kieler Doktorandenkreises an Bonhoeffer führte u.a. dazu: Aus Anlass dessen 100. Geburtstages 2006 fand eine Exkursion nach Berlin statt. Auf dem Programm standen Gespräche im Reichstag mit dem damaligen Abgeordneten Jörn Thießen, ein Besuch in der 1987 eröffneten „Erinnerungs- und Begegnungsstätte Bonhoeffer-Haus“ in der Marienburger Allee 43 in Berlin-Charlottenburg und ein Besuch an der Bonhoeffer-Grabgedenkstätte auf dem Friedhof der Dorotheenstädtischen und Friedrichswerderschen Gemeinden in Berlin-Mitte.

Was wirkt nun aus Bonhoeffers Schriften, Gedichten, Predigten und Briefen bis heute weiter? Es ist erstens seine kompromisslose Haltung gegenüber staatlichem Terror jeglicher Form. Da der Berliner Generalsuperintendent

Otto Dibelius am 21.3.1933 in seiner Predigt zur Eröffnung des Reichstages den staatlichen Terror gegen alle Gegner der neuen Regierung gerechtfertigt hatte, weil „es um Leben oder Sterben der Nation geht“, antwortete Bonhoeffer drei Wochen später darauf bei einem Vortrag vor Berliner Pfarrern. Er nennt drei Möglichkeiten kirchlichen Handelns: einmal die Hinterfragung der staatlichen Handlungen nach ihrer Legitimität. Dann die Aufgabe der Kirche, sich gegen staatliche Brutalität zu wehren, auch wenn die Opfer nicht zur christlichen Gemeinde gehören. Und die dritte Möglichkeit sieht Bonhoeffer optimal darin, „nicht nur die Opfer unter dem Rad zu verbinden, sondern dem Rad selbst in die Speichen zu fallen“.

Nach einer Reise Bonhoeffers mit den Vikaren aus dem Predigerseminar der BK in Finkenwalde Anfang März nach Schweden auf Einladung der dortigen Kirche gerät Bonhoeffer in die Kritik des Kirchlichen Außenamtes und seines Bischofs Heckel. Man wollte den unbequemen Ökumeniker Bonhoeffer endlich loswerden. Er verliert die Lehrerlaubnis an allen deutschen Universitäten. Das Leben in der Gemeinschaft mit den Vikaren gibt ihm auch Zeit für die Arbeit an seinem Buch „Nachfolge“. Darin macht er deutlich: Der Gehorsam gegen die Gebote Gottes heißt: zu versuchen, ohne Kompromisse nach der Bergpredigt zu leben. Es geht um die Bereitschaft zum Widerstand. Er wendet sich gegen neue liturgische Formen, Meditation und religiöse Ästhetik. All den Anhänger*innen dieser Gruppierungen hält Bonhoeffer den berühmten Satz entgegen: „Nur wer für Juden schreit, darf auch gregorianisch singen!“

Zweitens wurden mir Bonhoeffers Predigten, Gebete und Gedichte immer wichtiger in allen Bereichen seelsorgerlichen Dienstes. Die beste Zusammenfassung dieser Texte findet sich in der erstmals 1951 von Eberhard Bethge veröffentlichten Zusammenfassung „Widerstand und Ergebung“. In seinen „Gedanken zum Tauftag“ seines Patensohns Dietrich Wilhelm Rüdiger Bethge schreibt Bonhoeffer nach einem Überblick über Unwissenheit zu den Themen Feindesliebe, Kreuz und Auferstehung in der Kirche: „Das ist unsere eigene Schuld. Unsere Kirche, die in diesen Jahren nur um ihre Selbsterhaltung gekämpft hat, als wäre sie ein Selbstzweck, ist unfähig, Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und für die Welt zu sein [...] unser Christsein wird heute nur in zweierlei bestehen: im Beten und Tun des Gerechten unter den Menschen.“ Bonhoeffer zwingt uns immer, kritisch das Denken und Handeln unserer Kirchen zu überdenken. Und er bietet uns Trost mit seinen Worten, wie sie sich in dem Gedicht und später vertonten Lied

„Von guten Mächten“ finden. So konnte er auch selbst sein Ende als Anfang eines neuen Lebens beschreiben und den Weg zum Galgen im Gebet gehen: „Und reichst Du uns den schweren Kelch, den bitteren, des Leids, gefüllt bis an den höchsten Rand, so nehmen wir ihn dankbar ohne Zittern aus Deiner guten und geliebten Hand.“

Literaturhinweise

Dietrich Bonhoeffer: Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft, hg. von Eberhard Bethge, Gütersloh 15. Aufl. 1994 – *Dietrich Bonhoeffer: Predigten, Auslegungen, Meditationen*, Bd. 1 1925–1935, Bd. 2 1935–1945, hg. von Otto Dudzus, Gütersloh 1998 – *Renate Wind: Dem Rad in die Speichen fallen. Die Lebensgeschichte des Dietrich Bonhoeffer*, Weinheim/Basel 8. Aufl. 1995 – *Brautbriefe Zelle 92: 1943–1945/Dietrich Bonhoeffer*; *Maria von Wedemeyer*, hg. von Ruth-Alice von Bismarck/Ulrich Kabitz, München 1992 – *Siegfried Hermle/Claudia Lepp/Harry Oelke (Bearb.): Christlicher Widerstand!? Evangelische Kirche und Nationalsozialismus*, Leipzig 2019 – *Tim Lorentzen: Bonhoeffers Widerstand im Gedächtnis der Nachwelt*, Göttingen u.a. 2023.

Zum Autor:

Dr. theol. Walter Fleischmann-Bisten M.A., ehem. Direktor des Konfessionskundlichen Instituts und Generalsekretär des Evangelischen Bundes

„Mutig in die neuen Zeiten ...“

Die Evangelischen und die neuen Zeiten in Österreich

von Karl-Reinhard Trauner

„Mutig in die neuen Zeiten / Frei und gläubig sieh uns schreiten / Arbeitsfroh und hoffnungsreich.“ So heißt es in der dritten Strophe der Bundeshymne, die im Februar 1947 eingeführt wurde. Der Text stammt von Paula Preradović. Sie war zwar katholisch, das in der Bundeshymne ausgedrückte Zeitgefühl gilt aber zweifelsfrei auch für die meisten Evangelischen Österreichs.

Schon vor der Kapitulation des Dritten Reiches am 8. Mai 1945 war am 27. April 1945 eine provisorische Regierung unter Karl Renner zusammengetreten und hatte die Wiedererrichtung der Republik Österreich proklamiert. Freilich war Österreich damit noch nicht frei. Bis 1955 war es in vier Besatzungszonen aufgeteilt (UdSSR, USA, GB, F), von denen die sowjetische die größte war. Die Belastungen waren vielfältig, die Kriegsfolgen allgegenwärtig: Zahlreiche Männer waren an der Front gefallen, aber auch Frauen und Kinder im Hinterland waren bei den alliierten Bombardements ums Leben gekommen, Waisenkinder mussten versorgt werden, viele waren versehrt und arbeitsunfähig, viele Soldaten kamen mit psychischen Schäden heim, manche erst Jahre später aus der Kriegsgefangenschaft. Die Ungewissheit um das Schicksal vermisster Angehöriger schnitt tief in die Seelen, und bei manchen stellte sich bei der Rückkehr heraus, dass das Kriegserlebnis die Menschen verändert hatte und die Familien daran zerbrachen. Dazu kam, dass erst jetzt vielen die Gräueltaten des Dritten Reiches bekannt und bewusst wurden. Nun war man mit der Realität konfrontiert, vor der viele die Augen verschlossen hatten, weil sie in ihrem Denken auf den alltäglichen Überlebenskampf und ihre eigenen Probleme reduziert gewesen waren.

Das alles betraf auch die Evangelische Kirche. Das kirchliche Leben war nahezu zusammengebrochen und wurde nur mehr durch einige wenige Beherzte im geringen Maße aufrechterhalten. Bekannt geworden ist das Bei-

spiel von Vilma Ziermann, die als Gemeindeschwester in Fürstenfeld und einzige evangelisch-kirchliche Bezugsperson in der Oststeiermark im April 1945, als die Stadt schon unter Beschuss lag, den letzten Gottesdienst vor und dann im Juni den ersten nach Kriegsende hielt.

Komplex gestaltete sich die politische Einordnung in das neue, demokratische Österreich. Die Kirche musste sich in einem Staat neu erfinden, der sich seinerseits gerade neu erfand. Mit dem Wiederaufstehen der Republik Österreich ergaben sich sofort Fragen, wie die österreichische Gesellschaft mit dem nationalsozialistischen Erbe umzugehen habe. Schon 1943 war in der Moskauer Deklaration Österreich als „erstes Opfer Hitlers“ charakterisiert worden. Nach 1945 fanden darin viele Österreicherinnen und Österreicher eine Entlastung für ihr Verhalten während des Dritten Reiches.

Gerhard May, seit 1944 Bischof der Evangelischen Kirche A.B. in Österreich, fragte in seinem 14. Amtsbrüderlichen Rundschreiben im Jänner 1946 jedoch, warum das Evangelium denn nicht „immun ... gegen die Infektion durch die [nationalsozialistische] Propaganda“ gemacht habe. Das ist eine schwerwiegende Frage, der sich die Evangelischen bis heute stellen müssen. Immerhin galt die evangelische Kirche in der Zeit vor dem „Anschluss“ 1938 als nationalsozialistischer Nährboden – und war es ein Stück weit wohl auch. Zwar mussten schon bald jene Entscheidungsträger in der Kirche, die sich schon zuvor offen zum Nationalsozialismus bekannt hatten, erkennen, dass die Realität mit ihren Hoffnungen sehr wenig zu tun hatte, aber das war dann schon zu spät. Deutlich vor Kriegsende erkannten allerdings hellsichtige Beobachter bereits die Zeichen der Zeit. In seinem ersten Amtsbrüderlichen Rundschreiben im Oktober 1944 sprach Bischof Gerhard May die Flüchtlingsproblematik an und damit indirekt den sich abzeichnenden Zusammenbruch des Dritten Reiches.

Immerhin war selbst nach dem „Anschluss“ an das Dritte Reich der Name *Evangelische Kirche A.u.H.B. in Österreich* (!) erhalten geblieben; „ein nicht zu unterschätzender Bekenntnisakt“ (Peter F. Barton). Auch die Superintendenten Burgenland bestand weiter, obwohl das Land Burgenland zu existieren aufgehört hatte; das Gebiet wurde auf die Gaue Niederdonau (also Niederösterreich) und Steiermark aufgeteilt. Sofort ging 1945 das wiedererstandene Österreich daran, seine inneren und äußeren Verhältnisse neu zu regeln, die Bundeshymne ist ein lebhafter Ausdruck dessen. Das mutige Schreiten in die neuen Zeiten sollte, so der Text, auch gläubig geschehen. Das verweist auf die

Rolle, die man nicht nur dem Glauben als wichtigem Faktor bei der Bewältigung von Krisen zumaß (was heute als Resilienz bezeichnet wird), sondern auch den Kirchen als gesellschaftlichen Brennpunkten. Wenn von Kirche die Rede ist, dann betraf das nur zwei Glaubensgemeinschaften: die große katholische Kirche, der etwa 90 % (1951: 89 %) der Österreicherinnen und Österreicher angehörten, und die evangelischen Kirchen, denen 6,2 % (1951) zugehörten; das waren fast 430.000 Personen.

Die Ordnung der evangelischen Kirchen war nach dem Krieg höchst erneuerungsbedürftig. Neben den Kriegsfolgen waren es vor allem drei Bereiche, die auf eine rasche Lösung drängten: die geographische Unausgewogenheit der kirchlichen Organisation, die statistische Zunahme der Evangelischen in Österreich sowie die politische Einordnung in das neue Österreich. Die wichtigsten rechtlichen Grundlagen der Kirche stammten noch aus der Monarchie und waren schon lange nicht mehr aktuell. Nur punktuell hatte es Veränderungen gegeben: 1939 wurde das Kirchenbeitragsgesetz, 1940 das Bischofsamt eingeführt. Organisatorisch bestanden lediglich drei Superintendenten A.B. und eine Superintendenz H.B., wobei zur Wiener Superintendenz A.B. nahezu halb Österreich gehörte (nämlich die Bundesländer Kärnten, Steiermark, Niederösterreich und Wien).

Das Problem der Neugliederung war auch deshalb drängend, weil durch den Zuzug zahlreicher heimatvertriebener volksdeutscher Protestanten aus dem Südosten Europas die Kirche deutlich gewachsen war. Man geht heute davon aus, dass sich im Zuge der Vertreibungen etwa 70.000 Evangelische in Österreich ansiedelten und in weiterer Folge den Grundstock zahlreicher neu entstehender Pfarrgemeinden bildeten. Vor allem die Flüchtlinge aus Siebenbürgen brachten einen seit Jahrhunderten gewachsenen Protestantismus in die österreichische Landeskirche ein.

Der neue Staat Österreich unterstützte – im Gegensatz zur Zwischenkriegszeit – die Bemühungen der evangelischen Kirchen, sich im neuen Österreich einzurichten. Schon Anfang 1946 wurde staatlicherseits die Kirche als Körperschaft öffentlichen Rechts anerkannt und damit ein Grundbaustein ihrer rechtlichen Stellung klargestellt. Der Weg zur Aufteilung der großen Wiener Superintendenz A.B. war damit frei; die Superintendenten Niederösterreich, Kärnten, Steiermark und Wien entstanden, noch 1946 wurden die neuen Superintendenten gewählt (Leopold Achberger für die Steiermark, Friedrich/Fritz Heinzelmann für Niederösterreich, Georg Traar für Wien und

Fritz Zerbst für Kärnten). Im September 1948 versammelten sich in Treffen in Kärnten die Superintendenten A.B., um die Grundlagen der weiteren Entwicklung zu beratschlagen. Dabei wurde u.a. das Recht der Kirche, sich selbst eine Kirchenverfassung zu geben, herausgearbeitet und der presbyterial-synodale Aufbau bestätigt. Positive Konsensgespräche mit dem Superintendenten H.B., dem 1947 gewählten Johann Karl Egli, folgten. Die Konsolidierung der evangelischen Kirchen war 1945 keineswegs klar gewesen. Noch 1962 erinnerte sich Gerhard May – er war bis 1968 Bischof – an die Lage der Evangelischen Kirche: „1945 erwarteten viele ihren Untergang. Ihre Gegner rechneten mit ihrer Selbstauflösung ...“

Die Entwicklung innerhalb der evangelischen Kirchen wäre nicht möglich gewesen ohne eine innere Bearbeitung der Zeit des Nationalsozialismus. Die unumgänglich notwendige Transformation der Kirche geschah dabei auf verschiedenen Ebenen. Die eine war die der öffentlichen Wahrnehmung der Kirche, die als „Nazi-Kirche“ galt. Die evangelische Kirche vollzog nun eine Hinwendung zu einem bisher unbekannten Österreich-Bewusstsein; Bischof Gerhard May verordnete ihr programmatisch eine „Austrifizierung“ (Karl W. Schwarz); die evangelische Kirche sei kein Exponent des reichsdeutschen Protestantismus, sondern ein Teil der österreichischen Geschichte.

Noch wichtiger war jedoch die innere Neuorientierung. Sie betraf auch Gerhard May persönlich, er hat den Kriegsverlauf als einen Weg zur Besinnung auf das Wesentliche zu sehen gelernt. Schon Anfang 1946 sprach er in einem Hirtenbrief von der „Frage nach der Schuld der Kirche an dem Unglück, das der Nationalsozialismus über unser Volk und über viele andere Völker gebracht hat“. Und bei seinem Bericht vor der Generalsynode 1949 stellte er fest: „So tragen wir durch unser falsches Reden oder falsches Schweigen Schuld daran, daß wir nicht weitere Kreise zur vollen Klarheit und Wahrheit geführt haben.“ Im Sinne Mays formulierte der Grazer Pfarrer Wolfgang Pommer für die Generalsynode 1947 ein Bußwort, das „die Irrwege seiner Kirche messerscharf aufzeigte“ (Michael Bünker).

Die Besatzungszeit dauerte in Österreich bis ins Jahr 1955. Mit der Unterzeichnung des österreichischen Staatsvertrages am 15. Mai 1955 erlangte Österreich seine volle Souveränität wieder, in Verbindung damit wurde am 26. Oktober 1955 die immerwährende Neutralität beschlossen; seit 1965 ist dies der Nationalfeiertag.

Entsprechend der Neuausrichtung der evangelischen Kirchen bemühte sich May innerkirchlich um eine Vertiefung des geistlichen Lebens. Parallel zur Austrifizierung geschah auch eine Neuausrichtung der Beziehungen zwischen Staat und Kirche(n). Dieses Verhältnis war seit Jahrzehnten belastet: Der Ständestaat (1933/34–1938) baute in enger Verbindung zur katholischen Kirche auf einer katholischen Ideologie auf und exkludierte die evangelischen Kirchen vom politischen Diskurs, die ihrerseits in die radikale Opposition traten. Die Nähe zum nationalsozialistischen Deutschen Reich war eine Folge davon, die evangelische Kirche galt als „Nazi-Kirche“. Das Dritte Reich (1933/1938–1945) war bestrebt, beide Kirchen zunächst für seine Ideologie zu instrumentalisieren, später zu marginalisieren.

Das neue Österreich lernte aus diesen Erfahrungen und distanzierte sich nicht nur von diesen kirchenpolitischen Standpunkten, sondern bemühte sich einerseits um eine notwendige gesamtgesellschaftliche Integration der Kirchen beim Aufbau des neuen Staates. Andererseits gab man den Kirchen ihre Freiheit im Sinne einer konstruktiven Trennung von Staat und Kirche(n). Sichtbares Zeichen dessen war, dass nunmehr Beamte und (ab 1955) Soldaten nicht mehr vereidigt, sondern angelobt werden; ein Eid hat einen Gottesbezug, eine Angelobung ist eine säkulare Verpflichtungserklärung. Parallel dazu verordneten sich die Kirchen politische Abstinenz. Die Pfarrer wurden auf eine strikte parteipolitische Enthaltung verpflichtet; das deckte sich auch mit dem Kurs der römisch-katholischen Kirche, die im Mariazeller Manifest (1962) diesen Kurs auch programmatisch festlegte.

Der Bezug zum reichsdeutschen Protestantismus wurde von der evangelischen Kirche durch eine stärkere Einbindung in die Ökumene ersetzt. Die internationale Öffnung war ebenso ein Zeichen der neuen Rolle der jungen Republik. Bereits etwa ein halbes Jahr nach Abschluss des Staatsvertrags trat Österreich der UNO bei. Schon etliche Jahre zuvor hatte sich die evangelische Kirche in internationalen Organisationen verankert: 1947 war die Evangelische Kirche A.B. Gründungsmitglied des Lutherischen Weltbunds, 1948 die Evangelische Kirche A.u.H.B. bei der Gründung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Amsterdam.

Nicht nur das neue Österreich erlebte einen erfreulichen Aufschwung, sondern auch die evangelischen Kirchen. Zählte sie 1951 etwa 430.000 Mitglieder, wuchs die Zahl bis 1961 auf fast 439.000 (der Höchststand war 1971 mit 447.000 Gläubigen); neue Pfarrgemeinden bildeten sich. Der Zuwachs

war nicht zuletzt auf die in Österreich sesshaft gewordenen Volksdeutschen zurückzuführen: Bspw. wurde 1954 die Pfarrgemeinde Lenzing-Kammer (OÖ) gegründet, die zu 65 % aus Siebenbürger Sachsen, zu 9 % aus anderen Heimatvertriebenen und nur zu 26 % aus Österreichern bestand; eigene Siedlungen entstanden wie die Wartburgsiedlung in Wien-Lainz in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre, ebenfalls für Siebenbürger Sachsen.

Die Neugestaltung der evangelischen Kirchen fand schließlich 1961 ein positives Ende: Im Protestantengesetz schuf die Republik eine tragfähige Rechtsgrundlage für die evangelischen Kirchen. Es ist der positive Abschluss eines jahrzehntelangen, äußerst durchwachsenen Prozesses. Es setzte, so der damals für Kirchenangelegenheiten zuständige Bundesminister für Unterricht Heinrich Drimmel, den Grundsatz „freie Kirche im freien Staat“ um. Spätestens mit dem Protestantengesetz waren die evangelischen Kirchen zu einem anerkannten und geschätzten Teil der neuen österreichischen Gesellschaft geworden.

Zum Autor:

Karl-Reinhart Trauner, Dr. theol., Dr. phil., Privatdozent für Kirchengeschichte an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Wien, hauptberuflich Militärsuperintendent, Vorstandsmitglied des Evangelischen Bundes in Österreich und der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich

Aufbruch nach dem Zweiten Weltkrieg

Mit Zeitzeugen im Gespräch

von Imo Trojan

Wie haben Menschen, die in den 1940er und 1950er Jahren Kinder und Jugendliche waren, die Zeit des Aufbruchs nach dem Zweiten Weltkrieg erlebt? Im Speziellen auch das evangelisch-kirchliche Leben? Wir haben Christine Hubka, Herwig Sturm, Gerd Weiß und Ilse Beyer gebeten, von dieser Zeit ganz persönlich zu erzählen.

Christine Hubka: „Akatholikin“ in einem Siebenbürger Elternhaus

Die spätere Theologin und Autorin Christine Hubka wurde inmitten der Nachkriegszeit 1950 in Wien als Einzelkind in ein Siebenbürger Elternhaus geboren. Ihr Vater war damals 50, ihre Mutter 23. Ihre Eltern hatten sich nach dem Zweiten Weltkrieg auf der Flucht vor den Russen in Wien kennengelernt. Die spätere Religionslehrerin, Pfarrerin in Traiskirchen sowie Gründerin des evangelischen Flüchtlingsdienstes wurde evangelisch getauft und ist in Wien aufgewachsen.

Hubka ging in die Schützengasse in die Schule, wo sie am Nachmittag Konfirmandenunterricht hatte. Mit ihrem „dicken Siebenbürgerakzent“ sei sie zunächst „als Ausländerin“ wahrgenommen worden. Im Gymnasium genoss sie einen „großartigen Religionsunterricht bei Helene Keppelmüller“. Konfirmiert wurde sie in der Paul-Gerhardt-Kirche in der Schützengasse in Wien-Landstraße. „Konfirmiert hat mich Hermann Spindler, mein Vorvorgänger in der Pauluskirche“, erinnert sich Hubka. Vor ihrer Konfirmation musste sie „abbitten“, d.h. sich bei der ganzen Familie für angeblich begangene Verfehlungen entschuldigen, „weil das so Brauch in Siebenbürgen“ sei. „Ich habe es über mich ergehen lassen“, sagt Hubka.

Kritisch blickt Hubka auf den Religionsunterricht in den 1950er Jahren zurück. „Es gab einen Bedarf an Religionslehrerinnen, aber pädagogisch und theologisch war der Religionsunterricht eine Katastrophe“, unterstreicht die Theologin. „Für die evangelischen Schüler war der Religionsunterricht ein Sammelunterricht am Nachmittag, wir hatten allerdings wechselnde Religionslehrer.“ Auch die Theologin Charlotte Dantine, Ehefrau des Theologen Wilhelm Dantine, habe unterrichtet. Dass sie am Nachmittag Unterricht hatte, sei „das Einzige“ gewesen, das sie am evangelischen Unterricht störte.

Als Evangelische galt sie – gemeinsam mit einem jüdischen Mitschüler – als „Akatholikin“. Wenn es katholischen Religionsunterricht gab, „saß ich mit dem jüdischen Buben auf dem Gang. Wir durften nichts, und mir war unendlich fad, aber ich fühlte mich nie ausgeschlossen“, betont Hubka. Obwohl den katholischen Kindern unter einer sehr konservativen Lehrerin gesagt wurde, „dass sowohl der jüdische Bub als auch ich in die Hölle kommen werden“. Die Erziehung übernahm die Mutter, der Vater war Prokurist bei Siemens und „viel verreist“. Neben ihrer Mutter haben sich auch ihre Großmütter um den Haushalt gekümmert. „Eine Großmutter war Musikerin, die andere hat wunderbar gekocht“, denkt Hubka gerne zurück. Manche dieser Speisen koche heute ihre Enkelin – mit ihr hat sie vor zwei Jahren eine Reise nach Siebenbürgen unternommen.

Herwig Sturm: Gottesdienste mit einem „ganz besonderen Gepräge“

Herwig Sturm wurde am 15. August 1942 in Lilienfeld geboren. Mit seinen zwei älteren Geschwistern flüchtete die Familie 1945 vor den Russen von Traisen nach Linz zu Verwandten der Mutter, „als Dreijähriger in einem Lastwagen, der mit Holzfeuer angetrieben wurde und in dessen Rauch wir fast erstickt sind“, erinnert sich der spätere lutherische Bischof (1996–2007) an diese schwere Zeit. 1948 dann die Übersiedlung nach Salzburg, „wo mein Vater als Pfarrer gewählt worden war“. In Salzburg besuchte Herwig die Volksschule, 1960 legte er die Matura ab. Diese Zeit hat er in guter Erinnerung: „Wir wohnten im Pfarrhaus an der Salzach, und mein Schulweg ging quer durch den Mirabellgarten. Ich habe täglich die Schönheit dieses Parks und die wunderbaren Ausblicke in die Altstadt genossen.“

Die Kirche war für den Buben aufregend. Die Empore war voller Kleider, die von Amerika gekommen waren und von der Gemeinde verteilt wurden.

„Ich habe immer gehofft, dass auch einmal ein Lasso dabei wäre, leider vergeblich“, blickt er mit einer Prise Humor zurück. Unvergessen sind ihm auch „die großen Dosen mit dem gelben Käse oder mit Milchpulver, das wir löffelweise genascht haben“. Für Sturm war das eine Zeit der Geborgenheit: „Ich hatte das Gefühl, dass das Böse überwunden ist und dass wir jetzt umgeben sind von guten Menschen, ja beschenkt werden von ganz entfernten Leuten, und dass es immer besser wird.“ Der Vater hatte immer wieder Missionare und Prediger als Gäste eingeladen, „die mir ein neues Stück der Welt erschlossen haben“, erinnert sich Sturm. Als einmal ein Gast noch einen Nachschlag erbat, rief Herwigs Bruder: „Der isst uns ja alles weg!“ Ein anschauliches Beispiel dafür, „dass wir damals noch sehr sparsam gelebt haben“.

In Salzburg waren viele Flüchtlinge und Vertriebene aus allen möglichen Teilen des Deutschen Reiches gelandet, „die den Gottesdiensten ein besonderes Gepräge gegeben haben“, blickt Sturm auf die Nachkriegszeit zurück. Eine Konfirmation mit Siebenbürger Burschen und Mädchen in ihrer Tracht bleibt ihm unvergesslich. Wenn zum Reformationsfest „Ein feste Burg ist unser Gott“ gesungen wurde, „dann ist die ganze Gemeinde aufgestanden und hat bei vollem Register der Orgel und unter Posaunenschall die Luther-Hymne gesungen“.

„Volles Leben“ gab es in der Evangelischen Jugend. Gerne erinnert sich Sturm an ein Jungcharlager in Landskron (Ktn) mit Badeplatz. Ein weiteres besonderes Ereignis war die Verleihung der Jungchar- und „Kreuzfahrer“-Abzeichen als Anerkennung. „Mit unseren Wimpeln sind wir eingezogen in den Gottesdienst.“ Bald war er selbst Helfer und somit Teilnehmer am großen Mitarbeiterkreis in Burg Finstergrün im Salzburger Lungau. Sein Resümee dieser Zeit des Aufbruchs: „Immer ging es darum, das Jetzt zu bewältigen, aber ebenso, Zukunft zu entwerfen; eine Zukunft im Geist Jesu, für unsere Kirche, für die Ökumene, für alle Welt.“

Gerd Weiß: Ein begeisterter „Kreuzfahrer“

„Ich bin am 10. Juni 1941 in Graz auf die Welt gekommen“, erzählt Gerd Weiß. „Bereits am zweiten Tag wurde ich getauft und erhielt eine Bibel, die ich noch heute besitze.“ Das Evangelische zieht sich seit Jahrhunderten durch seinen Stammbaum, der Glaube begleitet ihn bis heute.

„Als die Russen nach Graz kamen, fuhr ich mit meiner Mutter nach Schladming in das Haus meines Großvaters“, erinnert er sich an die letzten Kriegstage. Die ersten drei Volksschulklassen absolvierte der Bub in Schladming. „Es gab drei Parallelklassen, davon waren zwei rein evangelisch und die dritte gemischt evangelisch und katholisch“, schildert er die evangelische Dominanz damals in der Obersteiermark. In der vierten Klasse Volksschule war Weiß wieder in Graz „und sofort in der Jugendgruppe der Heilandskirche“. Ab 1952 war er „begeistert“ bei den „Kreuzfahrern“ der Heilandskirche. Noch heute erinnert er sich an diese Jahre der Nachkriegszeit, etwa an die regelmäßigen Sommerlager in Wald am Schoberpass, „meine Kreuzfahrerbibel habe ich auch noch“.

Der Sonntagsgottesdienst in der Heilandskirche war für ihn und viele andere damals selbstverständlich, erzählt er, und wartet mit einer Episode dazu auf: „Vor einer mündlichen Maturaprüfung war ich sehr nervös, da ich nicht gut vorbereitet war. Daher ging ich vor der Prüfung in die Heilandskirche und habe gebetet. Danach war ich ganz ruhig und habe dann auch die Prüfung erfolgreich abgelegt.“

Aufbruchsstimmung spürten Weiß und viele seiner Freunde bis 1955 jedoch keine, sagt er unumwunden, denn „dazu gab es im Alltag zu viele Probleme“. Da von den Älteren viele, auch Kirchenleute, Mitglieder der NSDAP waren, „fehlten einige, die in der Entnazifizierung waren“, blickt er zurück. „Wir spürten auch in den 1950er Jahren noch stark die alte deutsch-nationale Orientierung.“ Erst nach dem Staatsvertrag 1955 „spürten auch wir Jungen eine gewisse positive Zukunftsstimmung“. Eine Hoffnung, die gerade heute vielen jungen Menschen schwerfällt. „Aus meiner Erfahrung kann ich jungen Leuten nur sagen: Gebt euch in die Hände Gottes, so habt ihr einen starken Partner für euer Leben.“ Sein Resümee: „Gott hat mich seit über 83 Jahren wunderbar geführt und begleitet, dafür bin ich unendlich dankbar!“

Ilse Beyer: Aufbruch in Richtung Frauenordination

Ilse Beyer, später eine der ersten Pfarrerinnen in Österreich, wurde 1934 im burgenländischen Oberschützen geboren. „Bevor die Russen kamen“ floh sie mit ihrer Familie aus der später russisch besetzten Zone mit dem Zug ins oberösterreichische Bad Goisern, wo die Familie bei Verwandten unterkam. Dort hatte sie ihren ersten Religionsunterricht und „einen sehr gründlichen

Konfirmandenunterricht, zweimal in der Woche“. Die Kinder lernten sehr viel auswendig: Psalmen, die Bergpredigt und Luthers Katechismus. „Einmal in der Woche ist der Kantor gekommen. Mit ihm haben wir Lieder gesungen und dazu immer vier Strophen gelernt“, erzählt Beyer. „Nach zwei Jahren wurde ich konfirmiert.“

Bald hörte sie von einem Pfarrer, dass auch Frauen Theologie studieren können. „Ich konnte mich entscheiden zwischen Deutsch und Englisch oder Theologie“, erzählt Beyer, die 1954 Theologie wählte. 1959 schloss sie das Studium ab und bestand die spätere Pfarramtsprüfung. Allerdings bekam die junge Frau schon früh Gegenwind aus der eigenen Kirche zu spüren. So bekam sie etwa zu hören: „Sie wissen aber schon, dass Sie nicht Pfarrerin werden können. Schließlich hat Jesus Männer berufen und keine Weiber.“

Zuerst wurde sie der Landstraßer Pfarrgemeinde zugeteilt, wo sie nicht einmal Kindergottesdienst halten durfte. Einige Monate später kam die Versetzung nach Linz-Innere Stadt, wo sie „freundlich aufgenommen“ wurde. „Die Menschen waren alle sehr nett zu mir“, bekräftigt Beyer. Der innerkirchliche Aufbruch war nicht mehr aufzuhalten, 1965 wurde die Frauenordination beschlossen – allerdings mit Einschränkungen: Unter anderem hießen Frauen nicht „Pfarrerinnen“, sondern „Pfarrvikarinnen“ und mit der Heirat musste die Frau aus dem Dienst ausscheiden.

Beyer selbst wurde in den 1970er Jahren Pfarrerin in Wien-Liesing und ging 1999 in den Ruhestand. Froh ist sie darüber, die Entwicklungen in der evangelischen Kirche wie die Gleichstellung mit den männlichen Kollegen in der Synode miterlebt zu haben. Und sie findet es wichtig, dass „sehr viele Menschen in den Pfarrgemeinden nachgedacht und umgedacht“ haben.

Zum Autor:

Imo Trojan ist Redakteur beim Evangelischen Pressedienst und bei der SAAT – Evangelische Zeitung für Österreich, Kabarettist, Moderator und Musiker.

Nachrichten

30 JAHRE NACH ROMA- ATTENTAT IN OBERWART: „NIEMALS VERGESSEN“

Unter dem Motto „Niemals vergessen“ stand am 4. Februar in Oberwart das Gedenken an das Attentat auf Angehörige der Volksgruppe der Roma vor 30 Jahren. Teil des Gedenkens war ein ökumenisches Gebet u.a. mit dem burgenländischen Superintendenten Robert Jonischkeit, dem Eisenstädter Bischof Ägidius Zsifkovics und dem Wiener Weihbischof Franz Scharl, der in der Österreichischen Bischofskonferenz für die Roma-Seelsorge zuständig ist.

Vier Angehörige der Volksgruppe der Roma waren in der Nacht auf den 5. Februar 1995 in Oberwart durch eine Rohrbombe ums Leben gekommen. Die Männer wollten eine Tafel mit der Aufschrift „Roma zurück nach Indien“ entfernen, die der Bombenbauer Franz Fuchs als Sprengfalle vorbereitet hatte. Damals starben nicht nur die vier Männer „durch den feigen Anschlag mit einer Sprengfalle“, sondern zugleich sei auch „ein Stück unserer Menschlichkeit gestorben“, betonte Superintendent Jonischkeit in seiner Ansprache. Möge dieser „Ort des Schreckens und des Todes“ am Rand von Oberwart zum „Ort des Lebens“ und zu einem „Ort der Umkehr, der Versöhnung und der Hoffnung“ werden, erbat Bischof Zsifkovics bei der Gedenkfeier, die auch Pfarrerin Sieglinde Pfänder und die Pfarrer Matthias Platzer, Janós Schauer mann und Richárd Kádas mitgestalteten.

ÖRKÖ-DELEGATION WILL FRIEDENSINITIATIVEN IM HEILIGEN LAND STÄRKEN

Eine hochrangige Delegation des Ökumenischen Rates der Kirchen in Österreich (ÖRKÖ) ist für mehrere Tage nach Israel gereist. Der Besuch diente der Begegnung mit Personen bzw. Vertretern von Organisationen und Institutionen, die sich für Frieden und Versöhnung im Heiligen Land einsetzen, hieß es seitens des ÖRKÖ am 12. Februar. Der Delegation gehörten der armenisch-apostolische Bischof und ÖRKÖ-Vorsitzende Tiran Petrosyan, der reformierte Landessuperintendent Thomas Hennefeld, der Linzer römisch-katholische Bischof Manfred Scheuer sowie der rumänisch-orthodoxe Bischofsvikar Nicolae Dura an.

Bereits am 11. Februar trafen die ÖRKÖ-Vertreter in Jerusalem u.a. mit dem Lateinischen Patriarchen Kardinal Pierbattista Pizzaballa zusammen. Zudem fanden in der Dormitio-Abtei eine Begegnung und ein Gottesdienst mit Abt Nikodemus Schnabel und den Mönchen der Benediktinerabtei statt, überdies traf die Delegation auch Mitglieder der Organisation „Tag Meir“. Der 2011 gegründete Dachverband mit fast 50 Organisationen hat sich zum Ziel gesetzt, aus einem tiefen jüdischen Glauben heraus alle Formen von Rassismus, Hetze und Hassverbrechen in der israelischen und palästinensischen Gesellschaft zu bekämpfen und die Werte der Toleranz, des gegen-

seitigen Verständnisses und des Respekts vor dem Anderen als authentische jüdische Werte zu fördern.

FRÜHERER BURGENLÄNDISCHER SUPERINTENDENT GUSTAV REINGRABNER VERSTORBEN

Der langjährige Superintendent der Evangelischen Kirche im Burgenland, Gustav Reingrabner, ist in der Nacht auf 14. Februar im 89. Lebensjahr verstorben. Von 1975 bis 1994 stand Reingrabner als Superintendent an der Spitze der burgenländischen Diözese. Die Evangelische Kirche in Österreich sei Gustav Reingrabner „zu großem Dank verpflichtet“, erklärte Bischof Michael Chalupka in einer ersten Reaktion. Reingrabner wusste, so der Bischof, „sein kirchliches Engagement mit wissenschaftlicher Brillanz zu verbinden“.

„Mit großer Betroffenheit habe ich vom Ableben von Prof. Gustav Reingrabner erfahren“, sagte der amtierende burgenländische Superintendent Robert Jonischkeit. „Seit ich nun selbst Superintendent im Burgenland bin, konnte ich ihn ein paar Mal besuchen und habe sehr von seiner Erfahrung und seinem reichen Wissen profitiert. Er wird mir und uns allen fehlen.“

VILLACH: KIRCHEN UND POLITIK GEDENKEN BEI ÖKUMENISCHEM GOTTESDIENST DER ANSCHLAGS- OPFER

Mit einem Schweigemarsch und einem ökumenischen Gedenkgottesdienst haben am 18. Februar in Villach das offizielle Österreich und die Glaubensgemeinschaften der

Opfer des Messerangriffs vom 15. Februar gedacht. In dieser aktuell belastenden Situation dürfe Hass nicht die Herzen und die Hoffnung der Menschen vergiften, betonte Diözesanbischof Josef Marketz in seiner Predigt beim Gedenkgottesdienst in der Stadtpfarrkirche St. Jakob, den er gemeinsam mit Superintendent Manfred Sauer feierte. Sauer thematisierte die Finsternis, die über die Stadt und die Gemüter der Menschen „hereingebrochen“ sei, und das Licht, das sich schon in einer Kerze als Zeichen der Hoffnung und Zuversicht ausdrücke.

Bezugnehmend auf das Johannesevangelium führte er aus, wie nah „Licht und Finsternis, Verblendung und Hellsichtigkeit“ beieinanderliegen können. Das junge Licht und Leben des Opfers sei mit einem Messerstich „ausgelöscht“ worden, „wie man eine Kerze auslöscht“. Ein junger Syrer habe sich durch Hassprediger im Netz verblenden und verhetzen lassen. Ein anderer Mann aus Syrien wiederum habe mit Hellsichtigkeit und Zivilcourage den Attentäter gestoppt.

WIEN: NEUER MASTERSTUDIEN- GANG „RELIGION IN EUROPE“ STARTET IM HERBST

Mit dem gemeinsam konzipierten neuen Masterstudiengang „Religion in Europe“ weiten die Evangelisch-Theologische und die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Wien ihr Studienangebot aus. Der Studiengang, der verstärkt internationale Studierende ansprechen soll, startet im Wintersemester 2025/26. Der Studiengang im Umfang von 120 ECTS-Punkten wird auf Englisch angeboten und umfasst neben

ausgewählten theologischen Fächern auch andere Disziplinen wie Rechtsgeschichte, Kunst- und Kulturgeschichte, Ethik, Soziologie und Sozialgeschichte. Er wendet sich an Studierende aller Fachrichtungen mit Bachelor-Abschluss und soll auch Menschen im Berufsleben ansprechen, die sich in religiösen und religionspolitischen Fragen fortbilden wollen.

In einer Folge des Theologie-Podcasts „Diesseits von Eden“ unterstreichen die beiden Dekaninnen, Uta Heil (evangelisch) und Andrea Lehner-Hartmann (katholisch), den innovativen Ansatz des neuen Angebots: So gehe es darum, eine neue, deutlich weiter gefasste Zielgruppe zu erreichen und dieser ein breites und zugleich hochqualifiziertes Studium zu bieten.

VORSITZENDER DES REVISIONS-SENATS MANFRED VOGEL SCHEIDET AUS DIENST AUS

Nach mehr als 26 Jahren Zugehörigkeit zum Revisionssenat legte Manfred Vogel mit 31. März sein Amt als Vorsitzender auf eigenen Wunsch zurück.

Dieser 1965 geschaffene und aus fünf Personen (rechtskundiger Präsident und zwei rechtskundige Beisitzer sowie zwei kirchliche Amtsträger) bestehende „Oberste Gerichtshof“ der Evangelischen Kirche A.u.H.B. in Österreich ist die höchste Kontrollinstanz für kirchliche Gesetzgebungs- und Verwaltungsakte. Es sei auch in der Kirche wichtig, „dass es eine Institution gibt, die unabhängig und über den Interessen Einzelner stehend das Allgemeine sieht“, unterstreicht Vogel.

1957 in Wien geboren, wurde er 1998 als Ersatzmitglied in den Revisionssenat gewählt, seit 2006 bekleidete er das Amt des Vorsitzenden. Neben dem fachlichen Wissen müsse man „ein ausgleichender Charakter sein“, beschreibt Vogel das Persönlichkeitsprofil für diese Tätigkeit.

Beruflich war Vogel von 2015 bis zu seiner Pensionierung 2022 Senatspräsident des Obersten Gerichtshofs, 2022 erhielt er das Große Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik. „Manfred Vogel gilt in Juristenkreisen als eine der profiliertesten Richterpersönlichkeiten in Österreich“, bringt es der Jurist Peter Krömer auf den Punkt.

Auch die amtierende Synodenpräsidentin Ingrid Monjencs spricht Vogel für dessen Tätigkeit großen Dank aus. Vogel sei „ein Paradebeispiel für das Engagement eines Ehrenamtlichen, sowohl was die lange Zeitspanne als auch die Verantwortung betrifft, die mit der Übernahme eines Amtes verbunden ist“. Vor allem sei Manfred Vogel auch ein Beispiel dafür, „wie unbemerkt viele Tätigkeiten in unserer Kirche bleiben, einfach weil sie völlig reibungslos im Hintergrund ablaufen“.

ZWEITER TEIL DER VIDEOREIHE ZUR NEUEN EVANGELISCHEN LITURGIE

Nach der Version für Orgel ist nun auch die Band-Version der neuen evangelischen Liturgie auf dem YouTube-Kanal der Evangelischen Kirche evang.at/youtube veröffentlicht worden. Die neue Liturgie – offiziell

„Gottesdienstordnung der Evangelischen Kirche A.B. in Österreich 2. Reihe“ – kann seit 1. Dezember 2024 in Gottesdiensten verwendet werden, die Melodien sind für verschiedene musikalische Stilrichtungen spielbar. Erarbeitet wurden die Texte von der Kommission für Gottesdienst und Kirchenmusik.

Auf Basis dieser Texte hat Johannes Diem, Lehrer an der Pop Akademie der Johann Sebastian Bach Musikschule in Wien, die Melodien komponiert. Eine der Stärken der neuen Liturgie ist für ihn ihre Flexibilität. „Neben der Tatsache, dass sie mit traditioneller Orgelbegleitung spielbar ist, birgt sie auch für diverse Bandbesetzungen zahlreiche Möglichkeiten“, betont der Profimusiker. Instrumente und Arrangements seien dabei nicht vorgegeben, auch brauche es keine professionelle musikalische Ausbildung, um die liturgischen Teile zu spielen.

„Was eine Vereinfachung der Akkorde betrifft, gibt es zum einen die Möglichkeit, nur Dreiklänge anstelle von Vierklängen wie Septakkorden zu spielen“, möchte Diem allen Interessierten Mut machen. Und er verweist auch auf eine vereinfachte Version der Liturgie, „die insbesondere für Laien-Gitarristen schwierige Akkorde vermeidet“. Ganz egal, ob die Menschen musikalisch erst am Anfang stehen oder als Profis im Gottesdienst musizieren: „Ich wünsche allen Sänger:innen und Musiker:innen viel Freude beim Ausprobieren!“

STUDIENFAHRT IN DIE NIEDERLANDE ZU „PIONIERSPLEKKEN“ UND THEOLOGISCHEN UNIVERSITÄTEN

Wertvolle Erkenntnisse und neue Impulse im Hinblick auf Kirchenentwicklung in Österreich brachte eine Studienfahrt zu kirchlichen Erprobungsräumen und theologischen Einrichtungen vom 19. bis 23. März in die Niederlande. Auf dem Programm der Weiterbildung im Rahmen des Kirchenprozesses „Aus dem Evangelium leben“ (AEL) standen der Austausch mit zwei theologischen Universitäten in Utrecht sowie Besuche von „Pioniersplekken“ (Erprobungsräume) der PKN (Protestantse Kerk in Nederland) in Amsterdam, Rotterdam und Tilburg.

„Die Niederlande sind in vielen Angelegenheiten in Sachen Kirchenentwicklung viel weiter als wir bzw. auch ganz anders auf dem Weg“, erklärt Susanne Zippenfenig, warum die Reise in dieses Land führte. „Unter anderem sind Theorie und Praxis – also Ausbildung und die Arbeit draußen bei den Menschen, etwa bei den Pioniersplekken – ganz intensiv miteinander verzahnt“, so die AEL-Referentin, die die Reise mit vorbereitet hatte. Neben Zippenfenig waren weitere Personen aus Österreich mit dabei, die in der Evangelischen Kirche an wichtigen Schnittstellen tätig sind: Pfarrerin Sara Huber (Projektpfarrstelle Steiermark für Regio-Lokale Kirchenentwicklung), Pfarrer Rainer Gottas aus Bad Vöslau, Pfarrer Werner Geißelbrecht aus Innsbruck und die oberösterreichische Superintendentialkuratorin Renate Bauinger.

Auch wenn sich Geschichte, Kultur und Kirchenlandschaft in den Niederlanden von Österreich unterscheiden, bringe die Gruppe wertvolle Erfahrungen und Ideen für die Evangelische Kirche hierzulande mit, betont Zippenfenig. So etwa das missionale Narrativ, dass „Gott schon da ist“, z.B. in der Nachbarschaft, im Viertel der Stadt, im Dorf: „Pioniere kommen dazu und lassen sich vor Ort von Gott mit den Menschen, die dort leben, in Bewegung bringen.“

REFORMIERTE: RALF STOFFERS ZUM NEUEN LANDESSUPER- INTENDENTEN GEWÄHLT

Die Synode der Evangelischen Kirche H.B. in Österreich hat den Bregenzer Pfarrer Ralf Stoffers zum neuen Landessuperintendenten gewählt. Er folgt auf den Wiener Pfarrer Thomas Hennefeld, der ebenfalls bei der Wahl am 29. März in Feldkirch kandidiert hatte. Stoffers erhielt die erforderliche Zweidrittelmehrheit im 6. Wahlgang (14:7 Stimmen), nach dem 1. Wahlgang lagen beide Kandidaten noch Kopf an Kopf.

Im Gespräch mit dem Evangelischen Pressedienst direkt nach der Wahl zeigte sich Stoffers erfreut und erleichtert zugleich nach einem „intensiven Prozess mit Hearing, Fragerunde und Personaldiskussion“. Zwei starke Kandidaten mit unterschiedlichen Zugängen seien zur Wahl gestanden. Seinem Vorgänger, Thomas Hennefeld, dankte Stoffers, „für all das, was er in den letzten Jahren als Landessuperintendent geleistet hat“. „Uns allen wünsche ich eine gute Zusammenarbeit zum Wohle der Kirche H.B.“, so der designierte Landessuperintendent.

In den Oberkirchenrat H.B. wählte die Synode noch als geistliches Mitglied den Oberwarter Pfarrer Richárd Kádas. Diese Wahl war erforderlich, da Oberkirchenrat Michael Meyer (Dornbirn) aufgrund seines bevorstehenden Pensionsantrittes sein Leitsamt zurückgelegt hatte.

FRANZISKUS: CHALUPKA WÜRDIGT EINSATZ FÜR SOZIALE FRAGEN UND BEWAHRUNG DER SCHÖPFUNG

Betroffen vom Tod von Papst Franziskus zeigte sich Bischof Michael Chalupka. „Mein Mitgefühl gilt allen römisch-katholischen Christinnen und Christen, die durch den Tod von Papst Franziskus ihr Kirchenoberhaupt verloren haben“, sagte Chalupka in einer ersten Reaktion. Franziskus habe „das Evangelium glaubwürdig in der Welt verkündet“, sei konsequent für Verständigung und Versöhnung eingetreten und habe sich intensiv für die Bewahrung der Schöpfung in der ganzen Welt eingesetzt.

Im Verhältnis der weltweiten Römisch-katholischen Kirche zu den Evangelischen Kirchen erinnert Chalupka an „historische Gesten“ im Vorfeld des 500-jährigen Reformationsjubiläums. 2016 stand Papst Franziskus in einem ökumenischen Gottesdienst in Lund (Schweden) erstmals mit Spitzenvertretern des Lutherischen Weltbundes am Altar, um zum Gedenken der Reformation gemeinsam Gottesdienst zu feiern – ein symbolischer Akt der Versöhnung und Anerkennung der gemeinsamen Wurzeln und der Unterschiede. Die Umarmung während der Feier mit der lutherischen Erzbischöfin von

Schweden, Antje Jackelén, war von großer symbolischer Bedeutung.

Bereits ein Jahr zuvor, im Juni 2015, besuchte der Papst die Waldenserkirche in Turin, deren Entstehen in die vorreformatorische Zeit zurückreicht, und bat um Vergebung für alles, was die Katholische Kirche den Waldensern „in unchristlicher, ja in unmenschlicher Weise“ in der Geschichte angetan habe.

Im November 2015 hatte Papst Franziskus der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Rom bei seinem Besuch einen Abendmahlskelch geschenkt. Die Hoffnung, dass in seiner Amtszeit das gemeinsame Abendmahl zwischen katholischen und evangelischen Christen möglich werde, habe sich jedoch nicht erfüllt.

ANDREA MATTIOLI ZUR NEUEN SUPERINTENDENTIN VON KÄRNTEN-OSTTIROL GEWÄHLT

Andrea Fiorella Mattioli wird neue Superintendentin der Evangelischen Kirche A.B. in Kärnten-Osttirol. Die bisherige Pfarrerin in Zlan-Ferndorf wurde am 26. April von den Delegierten der Kärntner Superintendentialversammlung in Villach im 2. Wahlgang mit der nötigen Zweidrittelmehrheit gewählt. 58 von 81 (bei 1 ungültigen) Stimmen entfielen auf Mattioli, 18 auf Pfarrer Peter Stockmann (Spittal an der Drau) und

4 Stimmen auf Pfarrerin Dagmar Wagner-Rauca (Unterhaus-Millstätter See), die sich ebenfalls der Wahl gestellt hatten.

Die Wahl war notwendig geworden, da Superintendent Manfred Sauer Ende des Jahres in den Ruhestand treten wird. Ihr Amt wird die neue Superintendentin am 1. Dezember antreten.

„Ich nehme die Wahl an und danke allen ganz herzlich für das Vertrauen“, sagte Andrea Fiorella Mattioli. Sie schätze den „tief verwurzelten Protestantismus in den Gemeinden“, der sich über schwierige Zeiten hinweg erhalten und bewährt habe, und die vielen Ehrenamtlichen, die sich mit ihrer Pfarrgemeinde identifizieren, sich in ihr engagieren und „viel bewegen“.

Auf die Frage, was sie für dieses Amt besonders qualifiziere, nannte Mattioli „die Liebe zu Menschen und Neugier auf das, was sie bewegt und antreibt“, aber auch „Interesse an Kindern und Jugendlichen und dem, was sie zu sagen haben“ sowie, neben anderen Punkten, „einen Glauben, der geerdet ist und in persönlich schwierigen Zeiten getragen hat“.

Nach Gertraud Knoll und Luise Müller ist Andrea Mattioli die dritte Superintendentin in der Geschichte der Evangelischen Kirche in Österreich.